

Von Blindschleichen und Kinderspielplätzen

Der Hersfelder Johannesberg im Wandel der letzten Jahrzehnte

Von *Dr. Thomas Ziegler*, Göttingen

In höchster Konzentration, alle Sinne auf das kleine dunkle Loch gerichtet, erwarteten wir mit angespannten Gliedern das, was hoffentlich gleich passieren würde. – Und dann kam sie tatsächlich! – In Höchstgeschwindigkeit schoss die Feldmaus aus ihrem Loch. Im Versuch sie zu fangen, stießen wir johlend und etwas unkoordiniert hinterher, aber unser minimales Zögern im richtigen Moment zuzugreifen und ihre geschickten Manöver auf ihren eingelaufenen Wegen im hohen Gras ermöglichten ihr die Flucht in ihren unterirdischen Zweitwohnsitz. Aus und vorbei – wir mussten dringend unsere Jagdstrategie ändern...

Dieses lehrreiche Drama ereignete sich in einem seit den 1980iger Jahren weitestgehend zerstörten Natur- und Kinderparadies am Rande von Bad Hersfeld; genauer gesagt am Fuße des Johannesberges zwischen erstem und viertem Bauabschnitt. Hier verlief eine Talsenke, die sich vom Bereich der heutigen Tennisanlagen bis zum unteren Ende der Kiefernallee zog. Das Besondere an diesem kleinen Tal war, dass es sich, umgeben von neu geschaffenen Wohnraum für zuziehende Familien, durch vier unterschiedliche und ökologisch sehr wertvolle natürliche Lebensräume auszeichnete. Im oberen Bereich allseits bewaldet öffnete sich das Tal in nördlicher Richtung der Stadt zugewandt. Hier, im unteren Teil, wurde das Tal geprägt durch eine, wenn überhaupt, dann nur extensiv bewirtschaftete Streuobstwiese, die, wie wir nicht erst seit gestern wissen, einen besonders wertvollen Lebensraum für eine Vielzahl seltener werdender Vogel-, Insekten- und Pflanzenarten darstellt. Der Streuobstwiese gegenüber wurde das Tal von einem gen Süden ausgerichteten Hang begrenzt, der eine Art Trockenrasen darstellte – ein weiteres ökologisches Highlight, besiedelt von eher wärmeliebenden heimischen Tier- und Pflanzenarten. Getrennt wurden diese beiden Habitate von einem auf der Talsohle frei meandernden kleinen Bach, der von Feuchtwiesen umsäumt wurde, die ihrerseits einen Lebensraum für Tier- und Pflanzenarten darstellten, die für unberührte Fließgewässer typisch



Die kümmerlichen Reste der einstigen Streuobstwiese, die sich früher vom Rande der Gärten der Siedlungshäuser bis hinunter zum Bachlauf (in der damals sehr viel tiefer gelegenen natürlichen Talsohle) erstreckte.

sind. Kurzum, dieses kleine Tal war für uns Kinder vom Johannesberg ein Spiel- und Abenteuerparadies, das quasi direkt vor unseren Haustüren lag. Nach Schule und Mittagessen sah ein typischer Abenteuernachmittag für uns in etwa so aus: zunächst zog man durch den Mischwald im oberen Bereich des Tales, wo es oft überraschend nahe Begegnungen mit Rehwild oder anderen Waldbewohnern gab – beiderseitige Schreckmomente nicht immer ausgeschlossen. Zur entspannten Verarbeitung der Eindrücke zogen wir dann hinaus auf die Streuobstwiese, wo sich jeder, je nach Gusto und Jahreszeit mit den prächtigsten Äpfeln, Birnen oder Zwetschgen in garantierter Bio-Qualität versorgen konnte. Dieser Genuss wurde hin und wieder durch die Entdeckung einer Blindschleiche oder ähnlich spannender Kreaturen, die hier lebten, unterbrochen. Nachdem wir die bernsteinfarbenen Augen und den glat-

ten, aber trocken-glänzenden, schwarzbraun gefärbten Körper der extremitätlosen Echse bestaunt hatten, entließen wir sie wieder in ihr Reich unter dem Apfelbaum. Anschließend ging es hinunter, durch sumpfige Wiesen hin zu dem kleinen Bach, der nach Belieben umgeleitet oder angestaut werden konnte. Ideen und natürliches Baumaterial gab es immer in Hülle und Fülle. Nach so viel Action stiegen wir, schon etwas ermüdet, den Südhang des Tales hinauf, der von einem einzeln stehenden Baumpaar, einer Fichte und einer alten Kiefer, gekrönt wurde. Dies war auch ein erhabener Zeltplatz, von dem aus man das gesamte Tal auf dem Bauch liegend überblicken konnte. Hier dösten wir in der Sonne zwischen hunderten von Eidechsen und Tagfaltern und tausenden von Grillen und Grashüpfern – solange, bis wir uns an das eben fertiggestellte Bauprojekt erinnerten. Wir stürzten wieder hinunter ins Tal, wo der



So wie hier, im bewaldeten oberen Talbereich, meanderte der Bach einst durch die gesamte Senke.

kleine Bach unseren „Hightech“-Staudamm gerade wieder fortzureißen drohte. Die Rettungsarbeiten dauerten oft bis zur Abenddämmerung.

Total erschöpft, abermals hungrig aber glücklich, kamen wir dann abends nach Hause. Solche Tage hinterließen natürlich Spuren zum Leidwesen unserer Mütter in Form von verdreckten und teilweise zerrissenen Klamotten, verschlammten Händen oder Haaren und oft auch kleinen Wunden auf unseren verschwitzten Körpern. All dies ging auch an unseren Immunsystemen nicht spurlos vorüber, die uns zukünftig relativ verlässlich vor häufigen Infektionskrankheiten schützten und sich auf die Entwicklung sogenannter Zivilisationskrankheiten wie Pollen- oder Gräserallergien erst gar nicht einließen.

So gingen sie dahin, die Kindheitstage im Naturparadies, das wir im Zuge unserer späteren Ausbildungen, die für viele von uns jenseits von Bad Hersfeld stattfanden, immer seltener sahen.

Später als Student mal wieder in die Heimatstadt und zum Elternhaus zurückkehrend nahm ich wie immer den Weg

zum Johannesberg, unter der Autobahnbrücke hindurch und mit geübtem Schwung die anschließende Rechtskurve bergan. Als ich dann meinen Blick wie gewohnt nach links schwenkte, wo ich nach wie vor das Auenland meiner Kindheit wähnte, traf mich statt der erwarteten Augenweide der Schlag! Meinen roten Fiesta im Schockzustand gerade noch auf der Fahrbahn gehalten und im Buchenweg abgestellt, nahm ich unser Tal, das jetzt zum Tatort geworden war, näher in Augenschein. Den kleinen Bach hatte man offensichtlich in Betonrohren kanalisiert und versiegelt, um anschließend fast das gesamte Tal einschließlich großer Teile der Streuobstwiese und des Trockenhangs bis etwa zur halben Höhe mit herangekarrtem Bauschutt und Erdaushub schlichtweg zuzuschütten. Den Zynismus auf die Spitze treibend wurde nun auf der geplätteten Oberfläche dieser riesigen Grabstätte zur besseren Begehrbarkeit ein „naturnaher“ Kiesweg angelegt, der zu einem artifizialen, aber sicher TÜV-geprüften Standardkinderspielplatz mit Blechrutsche, Holztürmchen, Wippe und Klettergerüst führt. Seit diesen Tagen habe ich hier – Hand aufs Herz – nicht ein einziges Mal mehr Kinder spielen sehen! Wie Geier auf dem Skelett eines verendeten Paradieses sitzen hier hin und wieder ein paar Rabenvögel auf dem wohl eigentlich für „abenteuerlustige“ Kinder errichteten Klettergerüst und rufen mahnend in die Abenddämmerung. Kinder im Abenteuerfieber à la Tom Sawyer und Huckleberry Finn sind hier, wie so viele andere Mitgeschöpfe, definitiv ausgestorben. Sehr selten wagt sich im Morgennebel noch einmal ein vereinzelt Reh auf den Spuren seiner Großeltern in die Nähe des einstigen Auenlandes, um kurz darauf wieder verstört und enttäuscht im letzten verbliebenen Waldfragment zu verschwinden.

Ja sicher, die Entscheidungen und Maßnahmen, die zu dieser Entwicklung führten, liegen bereits ein paar Jahrzehnte zurück und sind leider kaum mehr rückgängig zu machen, aber man kann zumindest hoffen, dass aus derlei Sündenfällen der Stadt- und Landschaftsplanung Lehren gezogen werden. Dies trifft natürlich



Heute wird der Bach schon vor dem unteren Talbereich in die Kanalisation gezwungen.

auch auf stadtfornere Agrarflächen zu, die schon durch relativ kleine naturbelassene Areale, möglichst in Form von Korridoren zwischen Waldfragmenten, die wertvolle biologische Artenvielfalt in unserer Region erhalten oder gar wiederherstellen können.

In diesem Zusammenhang machen mir die Renaturierungsmaßnahmen in den Fuldaauen und die jüngst an anderer Stelle auf dem Johannesberg fertiggestellte NABU-Streuobstwiese wieder etwas Hoffnung. Bezüglich der Sünden der Vergangenheit stellt Bad Hersfeld aber auch keinen Einzelfall dar. Vielerorts wurden einst mit großem finanziellem Einsatz Naturflächen versiegelt und Flüsse begradigt oder kanalisiert, nur um sie heute wieder – diesmal allerdings mit wirklich guten Gründen – unter ähnlich hohen Kosten zu renaturieren. Ergo: Weitsichtige Strukturplanungen unter Berücksichtigung ökologischer Aspekte können nicht nur Natur- und Kinderparadiese retten, sondern auch immense Folgekosten sparen:

Dieser Zusammenhang sollte auch bei zukünftigen Planungen frühzeitig Beachtung finden.

Spinne am Morgen, Spinne am Abend...

Von **Dr. Volker Puthz**, Schlitz

Sie sind unter uns. Täglich begegnen wir ihnen. Trotzdem mögen wir sie in unserem Kulturkreis im Allgemeinen nicht. Wen? Die Spinnen! „Pfui, Spinne“, ist ein geflügeltes Wort. Wenn wir uns nun fragen, woher diese instinktive Abscheu kommt, so sind folgende Erklärungen denkbar: Spinnen leben oft (jedenfalls im Haus) an dunklen Stellen, Spinnen haben kein „Angesicht“, wir können ihnen nicht in die Augen schauen (auch deshalb, weil sie davon mehrere haben), Spinnen sind böse, weil sie in ihren Netzen „arme“ andere Insekten fangen, Spinnen auf der Haut lassen die Gefühle erfrieren. Und so weiter.

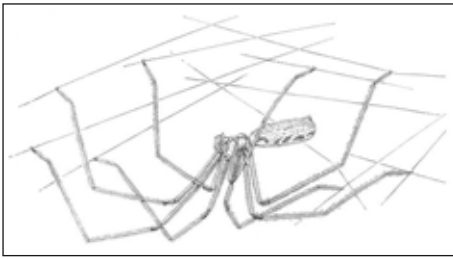
Wenn wir der Sache aber einmal genauer nachgehen, müssen wir feststellen, dass wir viel zu wenig über Spinnen wissen und dass wir deshalb mit unseren Urteilen vorsichtiger sein sollten.



Die große Zitterspinne, wie wir sie in unseren Wohnungen finden, wo sie meist in der Ecke eines Raumes an der Decke hängt.

In jüngster Zeit sind zwei neue Arten der Familie „Zitterspinnen“ aus dem Mittelmeerraum bei uns eingewandert. Grund genug, einen Blick auf diese eigenartigen Tiere zu werfen. Schon 2003 hat die Deutsche Arachnologische Gesellschaft (das ist die Vereinigung der deutschen Spinnenforscher) zusammen mit der U.S. Raumbehörde Nasa die große Zitterspinne (*Pholcus phalangoides*) zur Spinne des Jahres gewählt.

Nun könnte man ja sagen: was wird denn da alles zum „X des Jahres“ gewählt!? Ist das denn nicht nur ein Werbegag? Oft trifft dieser Einwand zu, aber im Bereich der Natur geht es ja nicht um Konsum, sondern um „Augen auf!“ und „Liebet, schont und bewahrt eure Mitlebewesen!“ Was im Zeitalter des Bildschirms nicht oft genug ausgerufen werden sollte. Zurück zu den Spinnen. Zuerst einmal ist



So sieht die große Zitterspinne in ihren dünnen Fäden aus, wenn sie, immer bauchoben, an der Decke eines Raumes hängt und auf Beute wartet.

festzustellen, dass die Bezeichnung „Spinnen“ eine Fülle sehr verschiedener Tierarten umfasst. Der Biologe spricht hier von Spinnentieren, die Krebsen und den Insekten (deren unglaubliche Fülle und Verschiedenheit wir schon eher kennen) gegenüber stehen. Zu diesen Spinnentieren zählen neben dem Schwertschwanz *Limulus* auch die Milben, Zecken, Skorpione, Weberknechte, Vogelspinnen und so weiter. Und, das wird der Unkundige kaum vermuten, die meisten Gruppen der Spinnentiere besitzen gar nicht die namengebende Eigenschaft des



Die große Zitterspinne hat eine Beute gefangen und saugt sie nach und nach aus.

Spinnens. Diese ist nur den Webspinnen und einigen Milbenarten eigen. Wobei das Produzieren von Spinnfäden eine stammesgeschichtlich vergleichsweise junge Errungenschaft in dieser eigenartigen Tiergruppe darstellt. Die echten Webspinnen (*Araneomorphae*) sind, was ihre Artenzahl angeht, etwa mit den Wirbeltieren vergleichbar: wir kennen um die 34.000 verschiedene Arten, die sich auf über 100 Familien verteilen. Um nur einige zu nennen, von denen der Naturfreund sicher schon welche gesehen hat: die Radnetzspinnen (Kreuzspinne), die jagenden Springspinnen (das sind die kleinen, hüpf-



Ein Vertreter der Springspinnen.

fenden Spinnen, die übrigens keine Netze, wohl aber Kokons etc. bauen), die Krabbspinnen (Jäger mit, in Ruhe, seitwärts weggestreckten Beinen).

Nun aber zur großen Zitterspinne: Sie erinnert auf den ersten Blick an Weberknechte, weil sie so außerordentlich lange Beine hat. Ihre Körper besteht jedoch aus zwei Körperabschnitten, die man als solche gut erkennen kann, während der der Weberknechte nur „aus einem Stück“ besteht. Zitterspinnen sind die langbeinigsten aller Spinnen. Eigentlich stammen sie aus den Tropen, sind aber als Kulturfolger mit dem Menschen nach Norden vorgedrungen und bilden hier mit wenigen Arten nun unsere Hausgenossen. Sie weben lockere Maschennetze, in denen sie ihr ganzes Leben bauchoben in den Fäden hängend verbringen. Die Fäden sind teilweise klebrig, weshalb sie zum Fang von kleinen Insekten gut geeignet sind. Wenn die *Zitterspinnen* gestört werden, bringen sie ihr Netz in schwingende Bewegung. Und man vermutet, dass sie deshalb für manche Feinde nicht mehr zu packen sind, weil ihre Körperumrisse inmitten der vibrierenden Fäden gar nicht mehr zu sehen sind.

Hat die *Zitterspinne* eine Beute erwischt, bewirft sie diese so lange mit Klebstoff, bis sie sich nicht mehr rührt. Danach beißt sie ein winziges Loch in die Beute und saugt sie ganz aus (das Loch kann zum Beispiel an der Fußspitze einer Mücke sitzen). Unsere Spinne belastet sich übrigens nicht mit einem vollen Bauch. Sie „lässt vielmehr außerhalb“ verdauen, das heißt: sie pumpt immer wieder Verdauungsenzyme in die Beute und schlürft dann, nach Bedarf den verflüssigten „Beuteinhalt“. Um eine Mücke ganz auszusaugen, braucht sie etwa einen Tag.

Was könnten wir also gegen einen solchen nützlichen Hausgenossen haben? Bei mir hängt eine große *Zitterspinne* als Dauergast im Badezimmer, und ich freue mich darüber in dem Bewusstsein: die Atmosphäre ist hier noch so chemiefrei, dass auch andere Lebewesen hier wohnen können, außerdem fängt sie die eine oder andere Mücke weg.

Noch eine Anmerkung zu dem bekannten Sprichwort: *Spinne am Morgen, bringt Kummer und Sorgen, Spinne am Abend, erquickend und labend*. Hierzu wurde eingewendet, dass es richtig heißen müsse „Spinnen...“. Denn, so schreibt Annemarie Löffler 1938 in der Zeitschrift „Muttersprache“, „wenn die Hausfrau sich schon am frühen Morgen gemütlich an das Spinrad setzte, anstatt sich um den Haushalt zu kümmern, wenn sie die Mägdle sich selbst überließ, anstatt sie anzuleiten, so musste die Wirtschaft zurückgehen, und Kummer und Sorgen konnten nicht ausbleiben. Abend aber, nach getaner Hausarbeit, da war es erquickend und labend, beim schnurrenden Rädchen den Gedanken nachzuhängen, das Tagewerk noch einmal zu durchdenken und Pläne für den neuen Tag zu machen.“ Das klingt plausibel, wenn es wohl auch an der harten bäuerlichen Realität vorbeigeht.

Was aber nun ist richtig und/oder ursprünglich? Hier hilft ein Blick auf das Französische. Denn hier gibt es nicht diese klangliche Verwechslungsmöglichkeit von „Spinne“ und „Spinnen“, weil das Tier „*araignée*“ heißt und die Tätigkeit „*filer*“ (wir kennen das Wort aus „Filetstickerei“ = hier werden die Fäden zur Musterbildung in einen Netzgrund mit

quadratischen Maschen eingestickt). Und seit alters kennen die Franzosen das Sprichwort: *araignée du matin, grand chagrin; araignée du midi, grand souci; araignée du soir, bon espoir* (also: Spinne am Morgen, großer Kummer; Spinne am Mittag, große Sorge, Spinne am Abend, gute Hoffnung). Und in Johann Wilhelm Wolfs „Beiträgen zur deutschen Mythologie“ II, Göttingen, 1857, lesen wir: Die Spinne ist in Frankreich ein Glückszeichen: *elle annonce particulièrement de l'argent pour la personne, sur laquelle elle est trouvée* [sie kündigt speziell Geldsegen derjenigen Person an, bei der sie gefunden wird]. Und auch im Niederländischen geht es eindeutig um die Spinne und nicht um die Tätigkeit des Spinnens (vgl. E. L. Oberg: *De spin als orakel*, in: *Eigen Volk* 6, 1934: 272 f.).

Im Fernen Osten haben Spinnen, vor allem diejenigen, die an ihren Fäden umherfliegen, übrigens auch eine volkstümliche, hier sehr angenehme, Bedeutung: sie signalisieren Liebe.

Diese Liebe, allerdings zur Natur, sollten wir immer wieder zu wecken und zu pflegen suchen. Deshalb: Schauen Sie doch einmal genauer bei den Spinnen hin, staunen Sie über deren Gestaltenfülle und ihre Lebensleistungen und verjagen Sie nicht die Zitterspinnen aus Ihrem Haus.



Ein Vertreter der Krabbspinnen mit den typischen, verdickten Vorderbeinpaaren.

Wussten Sie, dass man die alten Ausgaben der letzten Jahrzehnte von „Mein Heimatland“ noch bekommen kann? Und zwar auf bestem Kunstdruckpapier, einzeln oder sogar komplette Jahrgänge.

Wo?

In der Geschäftsstelle der Hersfelder Zeitung in Bad Hersfeld, Klausstraße 31, geöffnet von 8.30 bis 17 Uhr. Dort bekommen Sie auch noch viele ältere Jahrgänge von „Mein Heimatland“, in der Regel in Form gebundener Jahrgangsbände. Die ältesten Bände sind allerdings nur noch in wenigen Exemplaren im Archiv vorhanden. Wenn Sie wollen, kopiert man Ihnen in der Geschäftsstelle auch einzelne Ausgaben.

Die Feldmühle in Schenklengsfeld

Eine Kurzbeschreibung der ehemaligen Mühle

Von **Helmut Derr**, Friedewald

In der vergangenen Zeit waren die Getreidemühlen ein fester Bestandteil des ländlichen Lebens und ein wichtiges Glied in der Versorgungskette der Bürger.

Aus der Vorbeschreibung der *Dorffschafft Schenklengsfeld* lässt sich entnehmen, dass im Jahr 1826 im Gebiet der Kerngemeinde insgesamt 6 Mühlen in Betrieb waren. Zu diesen Mühlen gehörte auch die außerhalb des Ortes gelegene, mehrere Jahrhunderte alte Feldmühle. Ihr Standort befand sich rund 750 m südlich der Ortsmitte von Schenklengsfeld direkt an der Verbindungsstraße nach Unterweisenborn, etwa an der Stelle, wo heute die alte Straße von Schenklengsfeld nach Unterweisenborn in die neue Umgehungsstraße einmündet. Diese Ortsumgehung führt zum Teil direkt über das ehemalige Mühlengrundstück.

Nach den Angaben des Historischen Ortslexikons von Heinrich Reimer war die erste Erwähnung der Feldmühle die Darstellung als *Felmmull* in Mercators Karte aus dem Jahr 1592.

Die Entnahme des zum Mühlenbetrieb benötigten Wassers geschah über ein Wehr an der Solz, das sich in der Gemarkung Unterweisenborn befand. Die Wasserversorgung zum Antrieb des ober-schlächtigen Wasserrades erfolgte über einen nur 1 Meter breiten Betriebsgraben. Das Mühlengebäude hatte eine Länge von 15,50 m und eine Breite von 9,60 m, es war nur mit einem Mahlgang ausgestattet. Das Mühlrad befand sich an der Breitseite des Bauwerkes auf der zur Straße hingewandten Seite. Von hier aus wurde das unterhalb des Triebrades anfallende Wasser der Solz über einen Graben wieder zugeführt.

Wie aus den Vermessungsrisen der Schenklengsfelder Flurbereinigung des Jahres 1872 ersichtlich ist, existierte zu dieser Zeit das Areal der Feldmühle noch vollständig. Eigentümer des Mühlengrundstückes waren damals die Witwe (ihr Vorname fehlt in den Unterlagen) des Müllers Johannes Bommer und dessen Erben. In der im Jahr 1904 neu entstandenen Flurbereinigungskarte sind ebenfalls noch alle Gebäude der Feldmühle dargestellt. Aber einige Jahre nach der Jahrhundertwende verkauften die Eigentümer der Feldmühle den gesamten Grundbesitz. Sämtliche Gebäude wurden abgebrochen, der Grund und Boden eingeebnet und die landwirtschaftlichen Grundstücke aufgeteilt. Örtlich lässt sich inzwischen nicht mehr feststellen, wo diese alte Mühle einmal gestanden hat. Im heutigen Kataster erinnert die Lagebezeichnung „Bei der Feldmühle“ immer noch an die ehemalige Getreidemühle.

Konrad Schüler berichtet in seinem Buch „Das Amt Landeck und seine Bewohner“ über einen räuberischen Überfall auf die Feldmühle, der sich während der Zeit der Befreiungskriege ereignete: *In dieser Mühle sind vor hundert Jahren, während der Kriegszeit, in welcher sich allerlei Gesindel herumtrieb, eines Abends Räuber eingebrochen. Der Müller war in der Mühle und schloß sich ein. Oben auf der Ley (im oberen Stockwerk) in der Stube saß ein Schneider bei seiner Arbeit. Als er das merkwürdige Geräusch draußen vernahm, glaubte er, es seien Katzen und rief Kätz, Kätz. Er wurde aber bald eines anderen belehrt und schloß sich rasch ein, auch versperrte er die Türe, sodaß es für die Räuber längere Zeit bedurfte, das Hinder-*



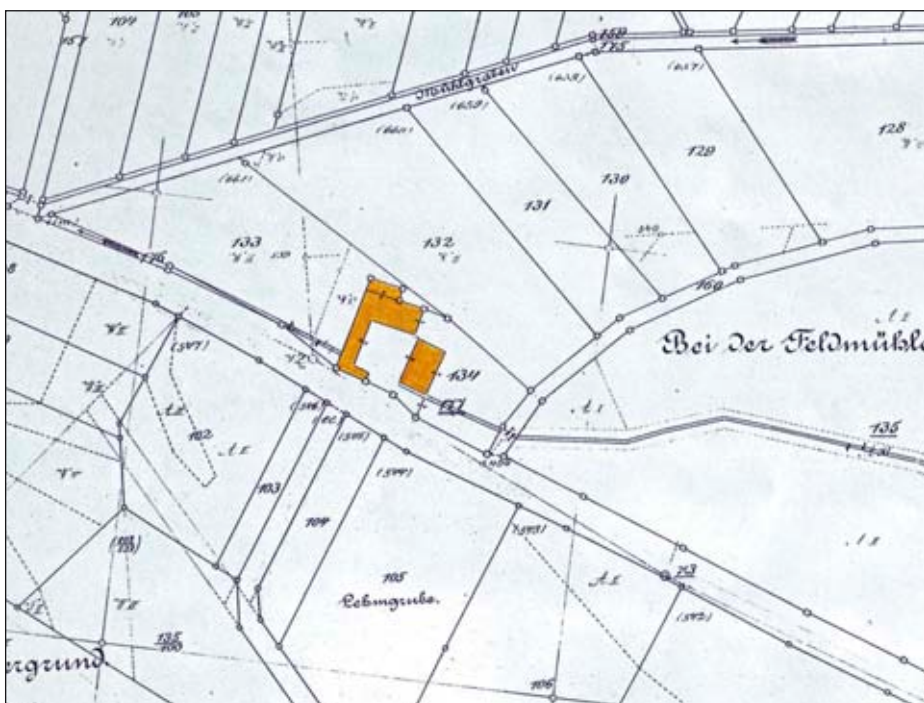
Feldmühle in der Karte des Kurfürstentums Hessen, Blatt Friedewald von 1857

nis zu überwinden, um in die Stube zu gelangen. Inzwischen war der Müller durch eine Hintertür heimlich entschlüpft und nach Schenklengsfeld gelaufen, um die Bewohner zur Hilfe zu rufen. Diese rückten sofort aus mit allen möglichen Mordwerkzeugen, wie Heugabeln, Mistgabeln, Sensen, Dreschflegeln, Wagenrungen, sogar mit Gewehren und es kam mit den Räubern zur regelrechten Schlacht, wobei die letzteren den Kürzeren zogen und im Dunkel der Nacht verschwanden.

Viele kleine Mühlen auf dem Lande waren in späteren Jahren dem Untergang geweiht, die meisten fielen dem technischen Fortschritt zum Opfer. Fast alle Mühlräder unserer Region kamen dadurch zum Stillstand, mit ihm verschwand leider auch die in mehreren Liedern besungene alte Mühlenromantik.

Quellen- und Literaturnachweis

Konrad Schüler, *Das Landecker Amt und seine Bewohner*, Kassel, Selbstverlag, 1914
Peter Roßkopf, *Das Landecker Amt im Landkreise Hersfeld*, Selbstverlag des Gemeindevorstandes Schenklengsfeld, 1964
Heinrich Reimer, *Historisches Ortslexikon für Kurhessen*, Elwert Verlag, Marburg, 1974
Amt für Bodenmanagement Bad Hersfeld, *Ur-karte u. Karte des Kurfürstentums Hessen*



Karte der Flurbereinigung aus dem Jahr 1904 mit den Gebäuden der Feldmühle

Mein Heimatland

SONDERDRUCKE
auf
Kunstdruckpapier
Einzel-Ausgabe € **1.50**

»Mein Heimatland«, monatliche Beilage zur
»Hersfelder Zeitung«. Gegründet von Wilhelm Neuhaus.
Schriftleitung: Ernst-Heinrich Meidt, Kirchheim
Druck und Verlag: Hoehl-Druck, 36251 Bad Hersfeld